

DER ALLEINGANG

„Einen geschlagenen Tag lang, starr,
trüb, tonlos und tief im Herbst des
Jahres, war ich allein, zu Pferde, unter
dem bedrückend lastenden Wolken-
himmel, durch einen ungewöhnlich
öden Strich Landes dahingerritten ...“

Edgar Allan Poe

Der Fall des Hauses Usher

1

Der Blick ins Tal war atemberaubend. Obwohl noch weit unterhalb der Gipfelregion, bot sich den Augen hier bereits ein Panorama, das kaum zu erhoffen gewesen war. Als geborener und bekennender Großstadtmensch war Klaus Wieland zumindest dieser Meinung - was die Natur offenbart, ist weder vorhersehbar, noch berechenbar, sondern eine willkürliche Gabe Gottes.

Von seinem Standort mitten in der Südflanke des Berges hatte Wieland eine herrliche Sicht auf die Welt um ihn herum. Zu seinen Füßen lag das breite Gebirgstal, in dem sich die schmale Straße von Cortina d'Ampezzo zum Falzarego-Pass hoch schlängelt. Auf der gegenüberliegenden Seite bilden die teils grasigen, teils felsigen Ausläufer der Zwillingsberge Averau und Nuvelau den Talrand. Autos in Form winziger Punkte schlichen dahin entlang des filigranen grauen Bandes aus Asphalt; sie waren so klein, dass man ihre Farbe nicht erkennen konnte, sondern nur ihre langsame Bewegung. 'Wie in Zeitlupe', dachte Wieland, den diese, für das menschliche Auge ungewohnte Geschwindigkeitsdrosselung an die Slow Motion des Fernsehens erinnerte.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über sein, für 37 Jahre auffallend junggebliebenes Gesicht. Der Gedanke an die zivilisatorische Reizüberflutung, der er nun für zwei Wochen entronnen war, ließ ihn erkennen, in welcher dumpfem Trott zwischen Stress und Tristesse sein Leben daheim in letzter Zeit oft verlaufen war - er fühlte sich glücklich. 'Bleigewichte fallen von mir ab; ich kann die Freiheit kommen fühlen. Es ist wie in einer anderen Welt.' Vor zwei Tagen war Wieland aus Hamburg losgefahren, um den Dolomiten-Urlaub anzutreten. Es war seit sehr langer Zeit wieder die erste Phase, die er mit sich allein verbringen konnte. Frau und Tochter waren daheim geblieben; zum einen war deren Begeisterung für die Berge eher gering, zum anderen hatte er auch keinen ernsthaften Überzeugungsversuch unternommen. Er war erleichtert gewesen, da ihm erspart bleiben würde, sein fast schon religiöses Naturempfinden pausenlos erklären oder auch noch verteidigen zu müssen. In diesem Punkt hatte sich Wieland schon immer unverstanden und einsam gefühlt.

Er fixierte eines der Autos, das gerade aus einer engen Kehre herauskroch, und ihm wurde triumphierend bewusst, dass er die Gesetze des Alltags hinter sich gelassen hatte. Um ihn herum gab es keinen menschlichen Beobachter, keine Verhaltensnormen, die sein Handeln bestimmen könnten. Die letzten Menschen, die er an diesem Morgen gesehen hatte, waren etwa

dreihundert Höhenmeter unter ihm. Es waren dies der Wirt und die beiden Angestellten der Dibona-Hütte, in der sich Wieland für fünf Tage einquartiert hatte.

Er war von Hamburg aus direkt hierher gefahren, nachdem er telefonisch ein Zimmer vorbestellt hatte. Dies war zwar teurer als das Matratzenlager, das außerdem viel eher dem alpinistischen Ehrgefühl und bergsteigerischer Spartanität entsprach, es garantierte aber einen ruhigen Schlaf ohne lästige Schnarcher oder andere Lärmgesellen. Gestern hatte er sich einen faulen Tag auf der Hütte gegönnt, den er vor allem mit der Planung seiner heutigen Tour zur 3225 Meter hohen Tofana di Rozes verbracht hatte. Außer dem Hüttenpersonal waren noch zwei italienische Bergsteiger zugegen gewesen, die aber am Nachmittag die Dibona-Hütte verließen. Wieland war in der Nacht somit der einzige Gast des Hauses - es war dementsprechend still. Nach ausgiebiger Bettlektüre hatte er hervorragend geschlafen - allerdings nicht allzu lange.

Mit dem unbarmherzigen Klingeln des Weckers um sieben Uhr war er aufgestanden, hatte kurze Zeit später gefrühstückt und seinen Rucksack gepackt. Neben einer Thermosflasche, Keksen und Schokolade enthielt dieser noch ein Taschenmesser, ein Fernglas, ein fünf Meter langes Bergseil mit Karabinern, eine Karte, eine Notapotheke und nicht zuletzt eine starke Taschenlampe. Diese ist für eine Besteigung der Tofana di Rozes über den Lipella-Weg unverzichtbar, da man hier einen fast 800 Meter langen, pechschwarzen Bergstollen passieren muss, der zur Zeit des Dolomiten-Krieges von italienischen Soldaten gegraben wurde. Nicht zuletzt dieses historische Element hatte Klaus Wieland, den habilitierten Privatdozenten für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg, bewogen, diese Tour an den Anfang seines Bergurlaubs zu stellen. Gerade der Erste Weltkrieg mit diesem Nebenkriegsschauplatz Dolomiten war eines seiner zentralen Forschungsgebiete.

Um kurz nach acht hatte sich Wieland von den Menschen auf der Dibona-Hütte verabschiedet und war in das kalte Grau des Morgens getreten. Der Himmel prophezeite einen strahlenden Tag, wenngleich die Kälte dieses Oktobermorgens alles andere als einladend war. Über allen Dingen lag ein grauer Schleier, nur am östlichen Horizont war der wolkenlose Himmel durch das Licht der Morgensonne in fein abgestuften gelbroten und blauen Schichten erhellt. Der Weg, der ihn an den Fuß des Berges bringen sollte, führte durch eine größere Gruppe von hohen Kiefern, die die Berghütte umstanden.

Von seiner momentanen Position aus konnte er tief unter sich dieses Wäldchen sehen, nicht aber die darin verborgene Hütte. Deren Existenz verriet nur ein dünner lotrechter Rauchfaden, der zwischen den Wipfeln der Kiefern aufstieg und sich in der inzwischen hellblauen Sphäre des Himmels verlor. Knapp eine Stunde hatte Wieland von der Hütte bis hierher benötigt; seine Armbanduhr zeigte kurz vor neun. Während er sich hier die erste Verschnaufpause gönnte, versuchte er, unter sich den zurückgelegten Weg mit den Augen zu verfolgen. Von dem Wäldchen führte ein schmaler Pfad durch grüne Matten über die Baumgrenze hinaus. Er zog sich als braune Schnur in weiten Serpentina durch die mit weißen Felsbrocken übersäte dunkelgrüne Bergwiese, bis er schließlich auf den felsigen Fuß des Berges traf. Von da ab war es Wieland nicht weiter möglich, den Wegverlauf entlang des hellbraun-gräulichen Felsmassives zu rekonstruieren. Erst kurz unter seinem Rastplatz war wieder eine Passage auszumachen, da man dort Drahtseile zur Sicherung einer schwierigen Stelle erkennen konnte. Zufrieden stellte Wieland fest, dass kein

weiterer Bergsteiger an diesem Tag auf der Lipella-Route unterwegs war. Da die Tagestour mit etwa sechs Stunden anzusetzen ist, hätte ein Mitbesteiger spätestens nun die Hütte verlassen haben müssen. 'Quod erat expectandum - was zu erwarten war', dachte sich Wieland, als ihm zudem einfiel, dass er ja der einzige Hüttengast gewesen war.

Nach einem letzten Schluck Kaffee aus seiner Thermosflasche blickte Wieland noch einmal in die Runde und schnürte schließlich den Rucksack zwischen seinen Beinen zu. Ein Blick auf die Karte zeigte ihm, dass er in Kürze vor dem Eingang des Stollens ankommen würde; die Taschenlampe hatte er schon in seine Anoraktasche geschoben. Er drehte sich nach rechts und versuchte vergebens, den vor ihm liegenden Weg durch die zerklüftete Bergflanke zu erkennen. Mehr als die nächsten zwanzig Schritte waren in diesem Felsenmeer nicht auszumachen. Mit einem Seufzer erhob er sich schließlich von dem Felsbrocken, der mit seinem weichen, moosigen Bewuchs einen bequemen Rastplatz abgegeben hatte. Er schulterte den Rucksack, steckte die Karte in seine Brusttasche und folgte in ruhigen Schritten den spärlichen roten Markierungskleckschen durch die öde Steinwüste.

2

Den Kopf gesenkt, sah Wieland nur den kleinen, stetig dahingleitenden Bereich vor seinen Füßen, die seinen Körper in konstantem Tempo aufwärts trugen. 'Die Schritte gleichmäßig und kraftsparend setzen, den Atem regulieren ...', sagte er sich in Gedanken - '... ein ... aus ... ein ... aus ... Das Leben reduziert sich auf Elementares. Ich muss möglichst lange durch die Nase einatmen und für meine Beinmuskeln effiziente Schrittabstände wählen.' Unter seinen Augen zogen Gesteinsbrocken und Felsstufen vorbei, die von seinen Füßen betreten oder gemieden worden waren - jeweils eine ökonomische Instinktentscheidung in Sekundenbruchteilen. Er musste lachen: 'Das ist die Regression des Homo Sapiens. Hier oben ist man nur noch Primat.' Er stolperte, kam aus dem Rhythmus und abrupt zum Stillstand. 'Haha, ich sollte wirklich das Denken einstellen.' Er richtete sich auf und schaute um sich. Noch immer hatte die Sonne ihren Weg auf diese Flanke des Berges nicht gefunden. Es war eine klare und kühle Luft, die alle Konturen ungewohnt scharf und deutlich hervortreten ließ. Sie schien auch die ungeheuerliche Stille zu verursachen, die wie ein Vakuum über der Landschaft lag. Alles - sowohl die Luft als auch die Berge - schien nur auf ein Geräusch zu lauern, das die unwirkliche Ruhe stören könnte. Schlagartig hatte Wieland den unguten Eindruck, dass er beobachtet wurde. Mehr noch: in ihm machte sich ein Gefühl breit, als sei er von einer Mauer aus tiefer Abneigung und vager Bösartigkeit umgeben. Luftröhre und Magen hatten jegliche Bewegung eingestellt, und, dies wahrnehmend, stellte er schluckend fest, dass eine kriechende Angst aus seinem tiefsten Innern emporstieg. Die Motorik menschlicher Angst ließ ihn seine Augen weiten, geräuschlos eine Minimalatmung aufrecht erhalten und langsam seinen Kopf im Halbrund drehen, so dass er vorsichtig umherspähen konnte. Als hätte er unbedacht einen imaginären Grenzübergang passiert in ein Land, das nicht bereit war, seine Anwesenheit zu dulden.

Ein dunkler Schatten glitt in diesem Augenblick wenige Meter vor ihm über die Felsen. Er bewegte sich zügig hangabwärts und hatte die Form eines langgezogenen Dreiecks. Wieland wagte nicht, den Kopf zu heben, fühlte aber doch den unüberwindlichen Zwang, die Bewegung mit den Augen zu verfolgen. An einer überhängenden Stelle tief unter ihm entschwand der Schatten schließlich seinem Blick. Er fixierte diese Stelle wie gebannt, bis nach einigen Sekunden eine neuerliche Bewegung am rechten oberen Rand seines Blickfeldes ihn zum Aufschauen zwang.

Das Erkennen folgte dem Sehen unmittelbar: eine große schwarze Dohle glitt langsam durch die Luft. Mit ausgebreiteten Schwingen nutzte sie die Thermik für ihren stillen Gleitflug. Wieland starrte sie an und verfolgte ihre feierliche Prozession hinab ins Tal, bis ein markerschütternder Schrei ihn zusammenfahren ließ. Es war der schrille Ruf dieses einsamen Vogels, der nun seinerseits Wieland wahrgenommen zu haben schien. War es ein animalischer Gruß an einen unverhofft aufgetauchten, lebendigen Leidensgefährten in dieser Einsamkeit? Oder eine schlichte Warnung? Oder einfach ein instinktives Verhalten?

Als die Dohle, ihrem Schatten talwärts nacheilend, unter dem Felsvorsprung verschwand, hatte Wieland seine Fassung wiedergefunden. 'Natürlich ein Instinkt', dachte er, nun wieder ganz rationaler Geist, und begann erleichtert mit der Demontage des kurz zuvor tief in seinem Magen entstandenen Gerüsts aus Angst. Zwar wusste er um seine sensitiven Qualitäten, tat sie aber gerne als feminine Debität ab. Solche Art der Sinneswahrnehmung mochte zwar Teil der menschheitlichen Genese sein, ihr Nutzen aber habe sich auf längst vergangene Äonen beschränkt. „Ich hab' gespürt, dass da was war; irgendwas Unheimliches. Wer rechnet denn da schon mit einem Vogel? Wenn eben meine beiden Damen mich so gesehen hätten - den Spott müsste ich mir noch in zehn Jahren anhören“, sagte er laut zu sich selbst und brachte ein halbherziges Grinsen zuwege.

Selbstsicher um sich blickend, unterzog er seine Umgebung nun einer eingehenden Betrachtung. Links von ihm lag tief unten weiterhin das Falzarego-Tal, aus dem nun bei höherstehender Sonne blitzartige Lichtreflexionen von den Autodächern zu ihm emporschossen. Der ferne Anblick von Zivilisation, im Sinne einer durch Menschenhand domestizierten Natur, wirkte in diesem Augenblick durchaus beruhigend. Rechterhand ragte die Felswand steil empor, ganz in seiner Nähe sah Wieland eines der roten Wegzeichen. 'Alles ist gut', dachte er schlicht und blickte geradeaus auf den Weg vor ihm. Keine zwanzig Meter entfernt öffnete sich in der Wand ein dunkles mannshohes Loch - der Stollen.

3

Die erste Etappe war geschafft. Wieland holte die Karte hervor und blickte auf die gestrichelte Linie, die den Weg durch den Tunnel bezeichnete. Sie verlief nahezu geradlinig westwärts und ging danach in eine durchgezogene Linie über, die sich nach Norden wandte. Es war demnach klar, dass man am Ende des Tunnels in die Westflanke der Tofana di Rozes kommen würde, die aus dem einsamen Val Travenanzes emporsteigt. Der Stollen, von den Alpini - so der Name italienischer Gebirgssoldaten - in den Jahren 1915/1917 als Teil des

Verteidigungssystem gegen die österreichischen Kriegsgegner angelegt, führt circa 800 Meter durch die Südwestecke des Berges. Offensichtlich diente er strategisch zur Sicherung des wichtigen Falzarego-Paßes. Einige wenige Galerien, fensterartige Wanddurchbrüche, die als Beobachtungsposten fungiert hatten, sorgen für seltene Passagen mit Lichteinfall.

Nach einem kurzen Blick in die dunkel gähnende Felsöffnung - bereits nach fünf Metern verlor sich der Weg schon in undurchsichtiger Finsternis - verstaute Wieland die Karte wieder und zog dafür die Taschenlampe hervor. Dantes berühmte Warnung kam ihm in den Sinn: 'Die Ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren!' Lächelnd machte er ein Paar Schritte in die mannshohe Öffnung hinein, hielt dann inne, um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Die Wände des Tunnels waren aus grob behauenen Gestein, das in scharfkantigen Ecken und Ausbuchtungen unregelmäßig hervortrat. Der Weg schien nur geringfügig anzusteigen. Wieland spürte, dass die Luft deutlich kälter wurde, außerdem fühlte sich die Felswand kühl und feucht an; offensichtlich liefen winzige Wasseradern durch das Gestein.

Nachdem die hellen, tanzenden Flecken vor seinen Augen verschwunden waren, tauchte er ein in die Finsternis. Schon nach wenigen Metern musste er die Taschenlampe einschalten, da man sprichwörtlich die Hand nicht mehr vor Augen erkennen konnte. Er leuchtete zu seinen Füßen und sah den kantigen Felsboden mit einigen reflektierenden Wasserflecken. Den Weg vor sich anleuchtend, war eine deutliche Linkskurve auszumachen, die er nach kurzer Zeit erreichte. Es war zu erwarten, dass die hinter ihm liegende, winzige Lichtscheibe des Stolleneingangs nach der Kurve nicht mehr zu sehen sein würde. Als Wieland sich umdrehte, sah er, wie der Lichtpunkt kurz verschwand, so als hätte sich etwas vor ihn geschoben. Nach kurzem Zögern beugte er seinen Kopf etwas nach links und konnte das Licht wieder sehen - offenbar hatte bei seiner Drehung eine vorspringende Felsnase die Sicht versperrt.

Langsam und vorsichtig gehend, hatte Wieland bereits zehn Minuten der auf eine halbe Stunde geschätzten Gehzeit hinter sich gebracht, als links vor ihm ein hellgräulicher Lichteinfall die erste Galerie verriet. Es war ein türähnlicher Durchgang, der im 90°-Winkel vom Stollen hinaus zur Bergflanke führte. Nach einem circa fünf Meter langen Korridor, der nun immer heller wurde, erreichte er einen kleinen Felsraum, der in mittlerer Höhe zwei Felsenfenster hatte, durch die gleißend helle Lichtbalken fielen. Wieland musste seine Augen schließen, da sie schmerzten. Nach kurzem Reiben trat er vorsichtig blinzelnd an eine der Öffnungen: tief unter sich sah er den oberen Teil des Falzarego-Tals und die Passhöhe. Offenbar befand er sich in einem der ehemaligen militärischen Beobachtungsposten. Sich im Raum umblickend, sah er lediglich Strohreste am Boden und eine verrostete Konservendose in einer Ecke. 'Ob die ein Alpini verspeist hat? Oder vielleicht nur ein Bergsteiger vor mir? In jedem Fall ist das ein historisches Relikt menschlicher Präsenz an diesem entrückten Ort', dachte er sich, als er schließlich den Korridor betrat und zurück zum Stollen ging.

Die verrostete Konservendose spukte noch immer in seinem Kopf. Während er, den Blick auf den Lichtkegel der Taschenlampe gesenkt, vor sich hin tappte, merkte er, wie dieses zerfallene Zivilisationsprodukt eine Assoziation in ihm ausgelöst hatte. In rasantem Gedankenflug war aus seiner Erinnerung eine Geschichte emporgestiegen, die ihn vor längerer Zeit fasziniert und zugleich gegruselt hatte: das tragische Schicksal der Polarexpedition Sir John Franklins in den Jahren 1845-1848. Im arktischen Eis eingeschlossen, gingen die Schiffe

Erebus und Terror mitsamt der Besetzung in einem schrecklichen Drama zugrunde. Das schaurige Pandämonium menschlichen Grauens, darunter Wahnsinn und Kannibalismus, hatte hier einen unvergesslichen Auftritt gehabt. Wie sich Wieland erinnern konnte, war die wissenschaftliche Erklärung für den Wahn eine Bleivergiftung der Besetzung. Diese hatte sich von Konservendosen ernährt, deren Lötnaht auf der Innenseite der Dose war und aus einer Blei-Zinn-Mischung bestand. Die toxische Gefährlichkeit dieser Lötmasse war damals noch unbekannt gewesen.

Wenngleich sich Wieland bemühte, die wissenschaftlichen Elemente dieser Geschichte im Zentrum seines Denkens zu halten, spürte er doch erschrocken, wie gerade die Wahnvorstellungen dieses Dramas immer mehr Platz griffen in seinem Gehirn. Das Irrrationale, Morbide und Wahnhafte drängte alles langsam in den Hintergrund. Die unbekanntes Frevel und der Horror dieser dem Tod geweihten Menschen versuchten unaufhaltsam, vor seinem inneren Auge Bilder des Grauens zu entwerfen. Fotos der wenigen, 140 Jahre später aus dem Permafrost geborgenen Leichen fielen ihm ein: mumienhafte, abgemagerte Skelette mit ledriger Haut überzogen und wässrigen Augen, die ausdruckslos ihren letzten Blick starteten.

Wieland musste wirklich etwas tun. Unaussprechliche Motive jagten wie rasende Harpyien durch sein Hirn - sein Seelenfrieden war dahin. Er musste einen Halt finden, sonst drohte ihm ein bodenloser Sturz in die gähnenden Abgründe namenloser Urängste. Zumal ihm nun auch wieder bewusst wurde, in welcher Finsternis und Einsamkeit er sich befand. Er blieb stehen und holte tief Luft. Er griff unkontrolliert an seine rechte Schulter, so als wolle er sich seiner selbst vergewissern. Mit der Taschenlampe leuchtete er auf seine Schuhe - er erkannte sie und wurde irgendwie ruhiger. „Sei nicht albern“, sagte er halblaut, „du weißt doch, du bist ein unverbesserlicher Phantast. Alles ist gut!“ Es tat gut, die eigene Stimme zu hören. Nach dieser autosuggestiven Beruhigung stieß er ein lautes „Huh“ aus, um unterschwellig seine wiedergewonnene Fassung auch möglichst weit in den Stollen hineinzutragen. Nachdem das Echo fast unmittelbar danach auf ihn zurückgeprallt war, hörte er weit hinter sich ein leises Geräusch, das am ehesten einem dumpfen Schritt glich. Da es nur einmal zu hören war, maß Wieland ihm keine Bedeutung bei, da wohl der Schall ein kleines Steinchen aus der Felswand gelöst hatte. Er richtete den Lichtkegel wieder vor sich und setzte sich in Bewegung. Jeglichen Versuch seiner Seele, das Gefühl von Angst erneut aufkeimen zu lassen, tat er nun mit gelassener Vernunft ab als albernen Auswuchs einer übersteigerten Phantasie. ‘Du bist kein Kind mehr’, sagte er sich und erinnerte sich an kindheitliche Angstmomente, die ja auch immer irgendwie auf letztlich banale Weise vorübergegangen waren.

Erneut sah er eine Galerie vor sich, passierte sie diesmal jedoch ohne jeglichen Entdeckungsdrang. Nach fünf Minuten folgten zwei weitere Galerien, so dass der Stollen nun insgesamt in ein schwaches graues Licht getaucht war, das ein unscharfes und konturenloses Sehen erlaubte. Nachdem er auch diese beiden Seitengänge hinter sich gelassen hatte, erblickte er vor sich einen hellen Punkt von der Größe eines Geldstücks. ‘Endlich’, dachte er und spürte zugleich, wie er körperlich leichter zu werden schien und das Gehen geschmeidiger wurde. Überrascht stellte er fest, dass er seinen Unterkiefer sich entspannen fühlte - er hatte wohl die ganze Zeit seine Zähne zusammengebissen.

Im Gehen schaute er manchmal auf, um das Größerwerden des Flecks zu beobachten. Einmal war es ihm, als ob eine Gestalt im Zentrum des Ovals

stünde, doch bei dem Auf und Ab seiner Schritte verwackelte natürlich alles vor seinen Augen. Er konnte nun die Taschenlampe ausmachen; strahlendes Sonnenlicht fiel in einem Halbkreis in den Stollenausgang. Nach einem kurzen Blinzeln trat Wieland ins Freie.

4

Die Umgebung war nun eine andere. Er hatte die Westflanke der Tofana di Rozes erreicht und blickte nun ins stille Travenanzes-Tal mit den gegenüberliegenden schroffen Fanis-Spitzen. Am linken Rand des Panoramas waren die Gebäude und Autos auf dem Falzarego-Pass zu sehen. Es war kurz nach zehn Uhr, und Wieland war zufrieden mit seinem Marschtempo; es war genügend Zeit für eine gemütliche Rast.

Zwanzig Meter vom Stollenloch entfernt suchte sich Wieland ein bequemes Plätzchen auf zwei aneinanderlehenden, halbwegs glatten Felsbrocken, die mit viel Phantasie eine Art Couch bildeten. Nachdem er den Rucksack abgesetzt hatte, setzte er sich mit einem entspannenden Ausatmen nieder. Er verstaute die Taschenlampe im Rucksack - sie hatte für heute ihren Dienst getan - und holte den kleinen Vorrat an Keksen und die Thermosflasche heraus. Er stellte beides neben sich, da er zunächst mal eine Belohnungs-Zigarette rauchen wollte. Genießerisch schloss er die Augen und inhalierte den Tabakrauch. Durch die Lider schien die Sonne orangefarben geradezu in sein Gehirn zu scheinen. Es gab ihm ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Faul machte er nach einiger Zeit die Zigarette aus und lehnte sich völlig entspannt zurück. Ein tiefes Gähnen überzeugte ihn davon, dass er in der letzten Nacht doch etwas zulange geschmökert hatte. Schmunzelnd fiel ihm ein, wie er trotz immer wieder zuklappender Lider Hawthornes 'Haus der sieben Giebel' unbedingt zu Ende hatte lesen müssen. Der versöhnliche Ausgang der Geschichte war ihm fast zu kitschig gewesen, aber es hatte sich doch gelohnt. 'Warum nicht ein wenig dösen', dachte er sich, zumal ihm über alle Nervenbahnen eine entsprechende körperliche Bereitschaft signalisiert wurde. Kurze Zeit später schon war Wieland tief und fest eingeschlummert.

Das Aufwachen vollzog sich in langsamen Etappen der Bewusstwerdung, wobei ihm keinerlei Erinnerung an Traumbilder blieb. Langsam öffnete er seine Augen und stellte fest, dass die strahlende Sonne einem hellgrauen verhangenen Himmel hatte weichen müssen. 'Ich muss lange geschlafen haben', dachte er und warf einen Blick auf seine Uhr - es war halb zwölf. 'Schau an, fast anderthalb Stunden. Ich sollte mich auf den Weg machen, bevor die Sichtverhältnisse schwierig werden.' Er blickte um sich und sah, wie weit über ihm neblige Schwaden langsam bergabwärts drifteten. Beruhigend war, dass sie weder auf Gewitter noch auf Regen hindeuteten. Es handelte sich vielmehr um wolkenähnliche Nebelschichten, wie sie im Hochgebirge häufig im Herbst vorkommen. Diese Watteberge aus winzigen Wassertröpfchen gleiten aufgrund ihres Gewichts entlang der Hänge talwärts. Die Felsen würden lediglich etwas klamm und feucht sein, aber sonst stand dem weiteren Aufstieg nichts im Wege. Wieland packte seine Habseligkeiten in den Rucksack, stand auf und blickte entschlossen auf den Weg vor sich.

Nach einigen Minuten hatte er seinen alten Rhythmus wiedergefunden und folgte in langsamen Schritten den Serpentin bergaufwärts. Auf diese Art querend stieg er stetig empor über einen steilen Hang, der ein einziges großes Geröllfeld war. 'Hier müssen gigantische Steinlawinen heruntergekommen sein', dachte Wieland beim Anblick des wüsten Felsenmeeres, aus dem vereinzelt haushohe Brocken aufragten. Die Nebelwand war noch etwa 200 Höhenmeter über ihm, an manchen Stellen aber glitten bereits vereinzelt Vorboten zungenförmig hinab und verhüllten recht zügig die Konturen der Felsen.

Eine Wegkehre am rechten Rand des Hanges erreichend, hielt Wieland schließlich inne, um noch einmal hinab auf den Stollenausgang zu blicken. Zunächst musste er mit den Augen das Felsenmeer absuchen, doch dann sah er den schwarzen Schlund unter sich - er war in der Distanz schon zu einem kleinen Oval geschrumpft. Gerade als in ihm ein flüchtiges Gefühl von Stolz angesichts der zurückgelegten Strecke aufkam, bemerkte er eine Bewegung in dem schwarzen Kreis. Langsam glitt eine Gestalt aus dem Dunkel und blieb vor dem Tunnel stehen.

Gebannt versuchte Wieland, die Person genauer zu betrachten, doch sie war zu weit entfernt. Lediglich einen langen Stab, den sie in den Händen hielt, konnte Wieland erkennen. Regungslos verharrte die Gestalt vor dem Stollen. Rätselnd, wer und warum dort unten wie ein Wächter Posten bezogen haben könnte, starrte Wieland hinab. Plötzlich wendete die Person in einer entsetzlich langsamen Drehung ihren Kopf in Wielands Richtung und schien ihn zu fixieren. Es war ein surreales Geschehen, da die Bewegung in keinsten Weise einer normalen, menschlichen Körperbewegung ähnelte. In Sekundenbruchteilen war Wieland das Widernatürliche der Situation klar: die Tatsache, dass die Gestalt intuitiv gewusst hatte, dass und an welcher Stelle sie ihn finden konnte. Augenblicklich glaubte Wieland zu spüren, dass eine böse und unmenschliche Macht nach ihm griff. Das Wesen, das tief unter ihm ausharrte und hoch starrte, hatte alle Sinne nur auf ihn gerichtet. Er schluckte krampfhaft und spürte, wie unter der Haut ein elektrisierendes Kribbeln vom Unterkiefer zur Stirn emporgwanderte.

In vorsichtiger Angst setzte er den Rucksack ab, tastete, ohne die Augen von der Gestalt abzuwenden, nach seinem Fernglas und holte es heraus. Zögernd stand er da und konnte nichts weiter tun. Er war physisch wie gelähmt und war ohne Kenntnis der Gründe davon überzeugt, die Gestalt würde beginnen, zu ihm heraufzusteigen, sobald er sie nicht mehr mit seinen Augen auf den Platz vor dem Stollen gebannt hielt. Gegen diese irrationale Angst stand das unbändige Verlangen seiner ratio, sich Gewissheit zu verschaffen, Erkenntnis zu erlangen, auch wenn sie unerträglich sein würde. Was immer er zu sehen bekommen würde, Wieland spürte, dass die grauenvolle Bedrohlichkeit keine Einbildung war.

Er blickte hinein und musste die achtfach nähergebrachte Steinwüste unter ihm erst lange absuchen, bis er sein Ziel gefunden hatte. Dann ging es blitzschnell - das Überfliegen, das Detail, der Schock. Zwei Schritte vor dem Tunnel sah er einen Mensch stehen in einer lumpigen dunkelgrünen Uniform, einen alten Karabiner mit rostigem Bajonett in Händen - in Händen, die von einer gräulich-löchrigen und schartigen Haut umspannt waren. Noch bevor er das Fernglas auf die Höhe des Gesichts richten konnte, stellte Wieland panisch fest, dass das Wesen seinen Standort verlassen hatte - es bewegte sich in der Tat bergauf in seine Richtung. Erschrocken riss er das Fernglas herunter und

starrte den Hang hinab, wo er die Gestalt stetig näher kommen sah, den Kopf weiterhin starr auf Wieland gerichtet.

In rasender Eile ergriff Wieland den Rucksack und rannte los. Während er den stolprigen Pfad bergan hetzte, stopfte er das Fernglas in den Rucksack. Da ihm keine Zeit blieb, diesen aufzusetzen, trug er ihn, mit der rechten Hand die Tragegurte umklammernd. Den Kopf gebeugt, suchten seine Augen im voraus geeignete Tritte für seine Flucht. Er atmete gierig und laut durch den offenen Mund, seine Gesichtsmuskeln waren angespannt, kalter Schweiß trat aus allen Poren. Die Angst verlieh ihm Flügel, und immer mehr übernahm der schlichte Überlebenstrieb die motorische Steuerung. Vor seinem inneren Auge blitzten immer wieder kurze Bilder auf - sie ließen ihn sein Tempo noch erhöhen. Ohne das Gesicht gesehen zu haben, wusste Wieland, wie es aussehen würde.

Nachdem er lange so bergaufwärts gejagt war - er hatte jedes Zeitgefühl verloren -, erinnerte er sich plötzlich, dass er nicht mehr auf die roten Markierungskleckse geachtet hatte; er konnte sich nicht entsinnen, wann und wo er den letzten gesehen hatte. Er verlangsamte seinen Lauf, blickte auf und sah zu seinem Schrecken, dass er sich bereits in tiefem Nebel befand. Langsam weitergehend schaute er sich panisch um nach den roten Wegzeichen, konnte aber keine entdecken, sondern musste vielmehr mit Entsetzen erkennen, dass er weglos über den Geröllhang gerannt war und nun im Nirgendwo stand. Panik und erste Anflüge von Verzweiflung, die wie Tränen aus seinem Innersten emporstiegen, erfüllten ihn mit Hilflosigkeit. 'Wohin? - oh Gott, wohin', raste es in seinem Kopf.

Plötzlich spürte er - längst hatte er vergessen, dass er ja noch lief -, wie sein linker Fuß von einem Hindernis gestoppt wurde. Den Blick hinunterrichtend, sah er kurz den rostigen Draht, der seinen Schuh gebremst hatte. Doch schon war das Gleichgewicht verloren, ein Sturz vornüber nicht mehr zu verhindern. Instinktiv riss er im Fallen die Arme vor, um seinen Körper aufzufangen. Es gelang ihm den Sturz abzufedern, doch im selben Moment spürte er einen reißenden Schmerz in der linken Hand. Kaum lag Wieland ausgestreckt am Boden, wälzte er sich auf seine rechte Seite, stützte sich auf den Ellbogen und hob die linke Hand. Ein klaffender, tiefer Riss verlief entlang des Handballens und blutete stark. Vor sich am Boden sah er den rostigen Stacheldraht, dessen Dorn tief in sein Fleisch gedrungen war. So auf seinen Schmerz konzentriert, hatte er für Sekunden seine verhängnisvolle Situation vergessen, doch plötzlich war sie ihm wieder vollkommen präsent. Ein metallenes Geräusch hinter ihm ließ sein Blut gefrieren - er dachte an das aufgepflanzte Bajonett. Von Verzweiflung erstickt, drehte er sich vom Ellbogen auf den Rücken und blickte auf das Wesen, das über ihm stand und ihn aus tiefen, dunklen Augenhöhlen anstarrte. Das Gesicht war wie die Hand: ledrige, poröse Hautfetzen umspannten den knöchigen Schädel, wirre, klebrige Haarsträhnen hingen herab. Anstelle eines Mundes gab es nur zwei aufeinandergepresste, faulige Zahnreihen; Ober- und Unterlippe fehlten. Das Schlimmste aber waren die Augen, die tief im Schädel lagen und keinen lebendigen Glanz mehr ausstrahlten. Sie starrten nur noch kalt und ausdruckslos und waren in ihrer erstorbenen Menschlichkeit die eines Toten. Wielands Mund öffnete sich zum Schrei der Angst, doch nur ein kurzes, klangloses Würgen trat über seine Lippen. Ein neuerliches, diesmal lauterer metallenes Geräusch drang an sein Ohr und ließ ihn zusammenzucken. Mit einem heftigen Ruck seines Körpers nach

vorn öffnete Wieland seine Augen - hellblaues Licht strömte von allen Seiten auf ihn ein. Da erst merkte er, dass er aufgewacht war.

Überrascht blickte er sich um: unter strahlendem Himmel erkannte er unter sich den Falzarego-Pass, auf dem Autodächer glitzerten; links von ihm war die ovale Öffnung des Stollens. Nach wie vor saß er auf seiner Steincouch. Irritiert kratzte er sich am Kopf und schaute sich nach seinen Habseligkeiten um. Ohne schon ganz im Bilde zu sein, empfand er doch eine unbeschreibliche Erleichterung; der Alptraum war vorüber, die Welt hatte ihn wieder. Da fiel ihm auf, dass die Thermosflasche am Boden lag - er musste sie im Schlaf umgestoßen haben. Das metallene Geräusch, das ihn geweckt hatte, fiel ihm nun ein und ließ ihn lächeln. Reflexartig sah er auf seine Uhr - 'wie lange ich wohl geschlafen habe?' Es war halb elf, also nur eine halbe Stunde war vergangen. Über seine Armbanduhr hinweg fiel sein Blick plötzlich auf einen auffälligen, dunklen Fleck auf seinem linken Oberschenkel. Die helle Hose war dunkelrot verfärbt. Da sah er, dass Blut aus seiner linken Hand tropfte, die bis dahin auf dem Oberschenkel gelegen hatte. Als er die Hand drehte und die Innenfläche vor seine Augen hob, begannen sich in seinem Nacken die Haare aufzurichten, sein Atem stockte. Eine tiefe, klaffende Wunde verlief quer über den Handballen.